Die schwarze Kassette.

Kriminal-Roman von Gaston Rene.

(7. Fortsetzung.)

Der Kellner hatte sich sogleich entfernt, denn er wußte schon, was sein Stammgast trank. Eine Anzahl Zeitungen unter dem Arme, kehrte er nun wieder zurück und legte die Journale auf einen leeren Stuhl. Nachdem der Gast seinen Mokka erhalten hatte, überließ man ihn sich selbst, denn der alte Herr wollte absolut nicht gestört sein und wies auch etwaige Annäherungsversuche anderer Gäste schweigend zurück.

Er schlürfte bedächtig den dunklen Kaffee, drehte langsam den Kopf und ließ hinter den Brillengläsern einen langen Blick über die Gäste des Cafés gleiten. Etwas wie Unruhe oder Mißtrauen schien in den Zügen seines Gesichtes zu liegen, dann aber zog er das erste Journal heran und begann zu lesen. Man konnte auch von einem der nächsten Tische aus bemerken, daß es der Pariser Figaro war, was zuerst an die Reihe kam.

Der unbekannte alte Herr hatte vorhin für einige Sekunden einen zweiten Gast betrachtet, der unweit von ihm ganz allein an einem Tische saß.

Der Mann, ganz wie ein Pariser Dandy gekleidet, rauchte feine russische Cigarette und schien sich zu langweilen. Das schmale, nicht häßliche Gesicht mit den grauen, halb unter den müden Lidern verborgenen Augen, mit dem kleinen, modisch zugestutzten Schnurrbärtchen und dem sorgfältig frisirten Scheitel, schien unserem Stammgaste unangenehm zu sein. Er wußte jedoch gewiß selber nicht weshalb und vertiefte sich nun in seine Zeitungen, ohne den Gecken eines weiteren Blickes zu würdigen. Das war dem anderen sehr angenehm, denn er konnte umso besser den alten Herrn beobachten.

Plötzlich schien eine Notiz das besondere Interesse des Stammgastes zu erwecken, denn er beugte sich tiefer über das Blatt und es zuckte ganz seltsam in seinem Gesicht.

Für einen Moment veränderte sich sein Gesicht und es war, als male sich Entsetzen und Verzweiflung in dieser Miene. Gleich darauf blickte der alte Herr jedoch durch das Lokal, als fürchte er, von Jemand beobachtet zu werden. Auch diesmal streiften seine Augen den unweit sitzenden einzelnen Gast und blieben etwas länger an demselben haften.

Der Pariser Dandy brannte sich soeben eine neue Cigarette an und schien sich nicht im geringsten um den alten Herrn zu kümmern. Derselbe beruhigte sich wieder und las weiter. Kaum hatte er sich in die Lektüre vertieft, so suchten ihn wieder die Augen des Parisers. Die Notiz war etwas lang und nahm die Aufmerksamkeit des Stammgastes so in Anspruch, daß er von Neuem sich nicht mehr um die übrigen Insassen des Cafés kümmerte. Er schob den Figaro zur Seite und nahm ein anderes Journal. Hastig blätterte er in demselben, bis er eine bestimmte Rubrik fand. Auch diesmal, warum dieses Zusammenzucken! Es hatte sogar den Anschein, als habe ein leichtes Zittern die Hand befallen, mit welcher der alte Herr das Blatt hielt. Ein drittes und viertes Blatt kam an die Reihe.

Den Kaffee hatte der Stammgast vollständig vergessen, und derselbe war kalt geworden. Nun legte er das letzte Blatt fort und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Gern hätte der Pariser Geck den Eindruck seiner Augen beobachtet, was ihm mit Hilfe eines gegenüberliegenden Spiegels auch leicht geworden wäre, aber die dunkle Brille verdeckte alles. Das Gesicht des alten Herrn hatte seine Farbe verändert und war bleicher geworden, als früher. Etwas hastig erhob er sich, und für einen Moment stand er aufrecht am Tische, während er sonst immer leicht gebückt einherschritt.

Der Kellner eilte herbei und half dem alten Herrn beim Ankleiden. Sonst brach derselbe nicht so eilig auf, aber heute mußte ihn eine Notiz in der Zeitung erregt haben. Er warf ein Geldstück auf den Tisch, preßte die Lippen auf einander, um nichts sprechen zu müssen und schritt hastig aus dem Café. Er mußte dabei dicht an dem Tisch vorüber, welchen der Pariser Dandy einnahm. Der alte Herr schenkte aber auch jetzt keinem der Gäste einen Blick, sondern war nur bestrebt, eiligst das Freie zu erreichen.

Draußen lag ein heller Schneetag, und der alte Herr blieb einen Augenblick stehen, um die frische Luft einzuathmen. Er murmelte dabei einige unverständliche Worte, und ein Seufzer bildete den Schluß. Langsamer, als bis jetzt, schritt er über den großen Platz, drehte noch einmal vorsichtig den Kopf, als wolle er sich überzeugen, daß ihm Niemand folgte, um dann in einer der Seitenstraßen zu verschwinden. Er hatte dabei nicht bemerkt, daß auf der anderen Seite scheinbar völlig gelassen — — der Pariser Dandy aus dem Cafehause ging.

Nach dem Verschwinden des alten Herrn erhob sich der Pariser von seinem Tischchen und trat zu den Journalen, welche der Stammgast vorhin durchblätterte, um sie dann auf einen leeren Stuhl zu legen. Ohne eine Miene zu verziehen, offenbar höchst gleichgiltig, suchte der Geck die Rubriken, welche der alte Herr vorhin studirte. Er hatte sofort gefunden, was er finden wollte. Ein zufriedenes Lächeln glitt um seine Züge.

„Die Polizeiberichte," murmelte er. „Ich bin also auf der Spur, und meine Reise war diesmal nicht vergeblich! Es müßte doch mit dem Henker zugehen, wenn mich in dieser mysteriösen Geschichte mein Glücksstern verlassen wollte!"

Rasch ging der Mann nach seinem Platze zurück, legte die Bezahlung auf den Tisch, ließ sich den Pelzrock umhängen und verschwand dann gleichfalls. Er hatte schon nach wenigen Minuten die gesuchte Person jenseits des großen Platzes entdeckt und folgte derselben in unauffälliger Weise, und zwar in einem großen Bogen.

Als der alte Herr die erste Querstraße durchschritten hatte, rief er einen Kutscher an, welcher in der Nähe mit seinem Wagen hielt.

Der Pariser sah ihn einsteigen, worauf sich das Gefährt eiligst entfernte.

„Nun heißt es aufpassen," murmelte der Dandy und verdoppelte seine Schritte. Er glaubte jetzt nicht mehr zu befürchten, daß er von dem Stammgaste des Cafés bemerkt wurde.

„Kutscher!" rief er einem Manne zu, welcher gleichfalls an der Straßenecke hielt. „Sehen Sie den Wagen Ihres Kameraden dort drüben? Er verschwindet gerade an der Ecke!"

„No. 128, gnädiger Herr," lautete die Erwiderung. „Wünschen Sie vielleicht, daß ich ihm folge?"

„Allerdings," versetzte der Pariser und sprang auch schon in den Wagen.

„Ihr erhaltet 10 Francs, wenn es Euch gelingt, der No. 128 nahe zu kommen, ohne dabei aufzufallen. Sobald der Wagen hält, verlangsamt Ihr das Tempo und fahrt weiter an dem wartenden Wagen vorbei!"

„Schon recht, Herr," rief der Kutscher zurück und ließ die Peitsche über den Rücken seines Pferdes sausen.

Es begann nun eine kurze Jagd zwischen den beiden Wagen.

Der alte Herr hatte davon keine Ahnung, er saß in der Wagenecke und starrte mit bleichem Gesicht vor sich nieder. Die blaue Brille war ihm von den Augen geglitten, ohne daß er dies bemerkte. Seine Gedanken waren jedenfalls mit tiefernsten Dingen beschäftigt, denn von Zeit zu Zeit hob ein schwerer Seufzer seine Brust. Ein Name glitt über seine Lippen, aber das Rollen der Räder verschlang die Laute. Er hatte dem Kutscher vorhin eine Hausnummer und Straße zugerufen, und nach etwa halbstündiger Fahrt hielt der Wagen in einer engen Straße. Es war immerhin seltsam, daß der alte Herr ein so entferntes Café besuchte, da sich gewiß in der Nähe derartige Etablissements genügend fanden. Er mochte dazu besondere Gründe haben.

Kaum hielt der Wagen, so erhob sich der unbekannte Mann und stieg aus.

Der weiße Schnee, welcher auf einem niederen Dache schräg gegenüber lag, blendete ihn etwas, denn seine Augen waren durch die blaue Brille verwöhnt.

Hastig drehte er sich um und suchte im Fond des Wagens nach der Brille, streifte sie über die Nase und reichte dem Kutscher das Fahrgeld.

Ein zweiter Wagen rollte langsam vorüber und schien sich in der Straße zu entfernen. Der alte Herr öffnete das Thor eines unansehnlichen Hauses, trat ein, versperrte hinter sich und stieg dann die halbdunkle Treppe empor, bis in den vierten Stock, wo er einige kleine Zimmer bewohnte. Auf dem Schild, das an der Thür angebracht war, stand der Name: Hektor de la Croix, Musiklehrer.

Der alte Herr hatte die Treppe mit sehr elastischen Schritten erstiegen, denn hier konnte ihn niemand beobachten. Er mußte sich einer ganz überraschenden Rüstigkeit erfreuen, und kaum fiel die Hausthür unten hinter ihm zu, so richtete sich auch die etwas gebückte Gestalt straff empor. Gleich, nachdem der Musiklehrer den kleinen Flur betreten hatte, welcher zu seiner Wohnung gehörte, warf er Hut und Rock ab und öffnete die Thür zu dem Wohnzimmer. Er schien allein hier zu leben, denn es rührte sich nichts. Die Einrichtung war zwar keineswegs ärmlich, aber sie wies auch keinen Luxus auf.

Nachdem der alte Herr die Thür hinter sich zugedrückt hatte, ging er schweigend nach einem Stuhl und ließ sich schwer auf denselben fallen. Jetzt, da ihm Niemand mehr ins Gesicht zu starren vermochte, zwischen diesen vier Wänden, welche sein Geheimniß nicht ausplauderten, brauchte er sich auch keinen Zwang mehr aufzulegen. Er schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht und ein dumpfes Stöhnen drang darunter hervor. Immer furchtbarer gestalten sich die Dinge! Ich sehe keinen Ausweg vor mir und die Nacht der Verzweiflung bricht über mich herein. Gisa todt, ermordet, wie die Pariser Polizei behauptet! Und ich selber darf nicht auftreten, um ihnen zuzurufen: Es ist nicht wahr, was Ihr annehmt! Eure Augen sind mit Blindheit geschlagen, denn alles hat sich anders, so ganz anders zugetragen! Dabei diese furchtbare Angst und Aufregung in mir, daß jener Mensch, dessen Person mir bis heute unerklärlich bleibt, mein Gesicht erkannt haben könnte!

Der alte Musiklehrer erhob sich nach einer Weile vom Stuhle und schritt an das Fenster. Er mußte ruhiger werden, denn was half all diese Aufregung. Nach und nach gelang ihm dies auch wenigstens nach außen hin. Er ging zu dem Wandspiegel und studirte sein Aussehen.

„Niemand vermag mich zu erkennen, dessen bin ich wenigstens sicher!"

Hektor de la Croix begann nun seltsame Manipulationen an sich vorzunehmen. Er löste mit einem Ruck die graue kunstvoll gearbeitete Perücke und warf sie auf ein Tischchen daneben. Auch die gefärbte Brille verschwand, und ein grauer Backenbart wurde von demselben Lose ereilt. Als sich die dunkel gekleidete Erscheinung des angeblichen Musiklehrers dem Fenster zuwendete, war aus Hektor de la Croix — der Herzog Anatol von Bligny geworden.

In demselben Moment fuhr der Herzog zusammen. Was bedeutete dieses Klingeln draußen? Er hatte keinerlei Verkehr und wußte jede Annäherung sofort zurückzuweisen. Das kleine Schild an der Thür war der Form wegen angebracht, und er brauchte auch kaum zu befürchten, daß ihn etwaige Schüler überfielen.

Der Herzog schüttelte den Kopf, als habe er sich verhört. Seitdem er hier wohnte, in diesem abgelegenen Quartier, kam Niemand außer einer alten halbtauben Aufwärterin zu ihm. Vielleicht ein Bettler oder dergleichen.

Der Besucher schien ungeduldig zu werden und läutete ein zweites Mal. Von Unruhe erfaßt, denn der Herzog vermochte sein inneres Gleichgewicht niemals wiederzufinden, seitdem er Paris verlassen hatte, trat er auf den Flur hinaus und schritt zur Eingangsthür. Er hatte vergessen, daß er die graue Perücke, den Bart und die Brille ablegte. Ein kleines Guckloch gestattete ihm, den vor der Thür stehenden Besucher zu mustern. Er sah nur einen anscheinend jüngeren Mann, der einen Pelzmantel trug, konnte aber die Gesichtszüge desselben nicht erkennen, da es auf dem Treppenflur zu dunkel war.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" fragte der Herzog mit lauter Stimme, durch welche trotz seines Bemühens die Unruhe klang.

„Ich bitte um Vergebung, wenn ich störe," lautete die ruhige Antwort. „Man hat mir unten im Hause gesagt, daß Sie Musikunterricht geben, und ich wollte mir lediglich ein paar Fragen erlauben!"

Also eine gleichgiltige Sache!

Der Herzog überlegte einen Moment, dann öffnete er die Thür. Es ging nicht gut an, daß er den jungen Mann einfach auf der Treppe stehen ließ. Derselbe würde über diese eigenthümliche Zurückweisung jedenfalls beim Portier unten sich beschweren, und es konnten dadurch Schwätzereien entstehen, die der einsame Bewohner da oben verhindern mußte.

„Treten Sie ein, mein Herr," sagte er, „wenngleich ich nicht glaube, Ihrem Wunsche auf irgend eine Weise entsprechen zu können, denn ich gebe keinen Unterricht mehr!"

Der elegante Besucher sagte zunächst kein Wort, sondern schritt durch den ziemlich dunklen Corridor in das Zimmer, welches der Herzog vor ihm geöffnet hatte.

Ein blitzschneller, scharfer Blick durch den Innenraum und dessen Einrichtung, dann hatte der Besucher auch schon die graue Perücke entdeckt, welche auf dem Tischchen neben der blauen Brille lag.

Der Herzog deutete auf einen Stuhl.

„Wenn ich bitten darf, mein Herr," sagte er.

Im gleichen Moment erinnerte er sich, daß er die Verkleidung abgelegt, und ein fast tödtlicher Schrecken prägte sich in seinem Gesichte aus.

Der Herzog tastete mit der Hand nach der Lehne eines Stuhles, und sein Besucher sah deutlich, wie sich die Lippen des Herzogs bewegten.

Es war zu spät für diesen, um das Vergessen wieder gut zu machen! Aber noch etwas anderes beunruhigte ihn. Der junge Mann, welcher vor ihm saß, war kein anderer, als der Pariser Dandy, welcher ihm schon im Café widerlich war.

Mit einem seltsamen Lächeln stand ihm der Pariser gegenüber.

„Sie haben sich überlisten lassen, Herr Herzog von Bligny," sprach nun mit kalter Stimme der Pariser. „Ich beobachtete Sie schon seit gestern Mittag in Ihrem Stammcafé und kam heute zu der Ueberzeugung, daß mein Verdacht vollkommen gerechtfertigt war.

Der alte Musiklehrer Hektor de la Croix verstand es zwar, eine vorzügliche Maske zu spielen, aber es gibt trotz allem Momente, in denen man sich verräth. So genügte mir ein kurzes Erschrecken und Zusammenzucken Ihrerseits, als sie den Pariser Figaro lasen, um festzustellen, daß lediglich die Polizeiberichte aus Paris Sie so in Erregung versetzten. Das Uebrige war dann nur eine Kleinigkeit. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen als Geheimdetektiv vorstelle!"

Der Herzog war sekundenlang wie erstarrt. Mit weitgeöffneten Augen blickte er den Sprecher an, welcher die grauen, scharfen Blicke so fest auf ihn richtete.

Das Gesicht des angeblichen Pariser Dandy nahm jetzt eine überaus ernste Miene an.

„Sie wären —" stammelte er, während es in seinem Kopfe hämmerte.

„Bernard, Pariser Sicherheitsbeamter, Herr Herzog, genannt das „Glasauge"! Ich hatte schon einmal die Ehre, Ihnen gegenüberzustehen, und es ist noch gar nicht lange her. Sie erinnern sich wohl Ihres nächtlichen Besuches in Ihrer Villa, nachdem alle Welt Sie für todt hielt?"

Der Herzog wurde durch diese Worte völlig niedergeschmettert. Er ließ sich in den Stuhl fallen und sagte dumpf:

„Ich gebe es auf, in Abrede zu stellen, daß ich wirklich der Herzog von Bligny bin. Nur eines seien Sie gewiß, mein Herr, ich bin nicht der Schuldige, den Sie in mir verfolgen, so unheilvoll sich auch die Verhältnisse für mich zuspitzten! Ihnen gegenüber habe ich allerdings eine Schuld abzutragen, die einzige, welche ich in Wirklichkeit beging; ich meine jenen Schuß, welchen ich auf Sie abfeuerte. Es geschah in höchster Erregung, so daß ich kaum wußte, was ich that, denn ich sah nur bei jenem nächtlichen Besuche, daß ein Mann meinen Schreibtisch erbrochen hatte und sogar Papiere aus demselben riß! Vielleicht habe ich sogar ein gewisses Recht, einen Dieb und Einbrecher, welchen ich in Ihnen vermuthete, mit der Waffe unschädlich zu machen!"

Bernard versetzte mit liebenswürdigem Lächeln:

„Ich selbst, Herr Herzog, trage Ihnen diesen Schuß nicht nach, und wenn es Ihnen gelingen könnte, sich von allem Uebrigen zu reinigen, so brauchte Ihnen dieser kleine Zwischenfall kein Kopfzerbrechen zu machen! Der Zufall fügte es, daß Ihre Kugel fehlging, und Sie haben recht, es konnte ja schließlich auch ein Dieb und Einbrecher sein, der die Abwesenheit des Herzogs von Bligny benutzte, um dessen Schreibtisch einen Besuch abzustatten! Darf ich Sie nun um eines bitten, Herr Herzog?"

„Sprechen Sie," lautete die Entgegnung des todtbleichen Herzogs.

Er hatte es wirklich aufgegeben, sich zur Wehr zu setzen, oder noch irgend etwas zu seiner Befreiung zu unternehmen, denn die Aufregung der letzten Stunde erschöpfte seine Kräfte.

Die kurze Zeit genügte, um sein sonst so frisches und schönes Gesicht vollständig zu verändern.

Der Detektiv, welcher noch immer neben seinem Stuhle stand, meinte mit ruhiger Stimme:

„Ich möchte Sie ersuchen, ohne jeden Verzug mit mir nach Paris zurückzureisen! Sie können sich leicht sagen, daß eine Weigerung nutzlos wäre, denn die Marseiller Polizei würde mir sofort beistehen! Ich vermeide jedoch, wenn es angeht, jedes Aufsehen, und ich glaube, Ihrem guten Geschmacke nur entgegenzukommen, wenn ich Ihnen empfehle, gleichfam geschäftlich mit mir im Wagen nach dem Bahnhofe zu fahren, von wo aus in etwa dreiviertel Stunden der Schnellzug nach Paris abgeht!"

Die Blässe im Gesicht des Herzogs war intensiver geworden. Er schien schwer zu athmen, hinter den ruhigen Worten des Detektivs stand für ihn die furchtbare Ankündigung der Verhaftung.

„Sie wollen mich ins Gefängniß überführen! Weshalb sprechen Sie es nicht ohne Rückhalt aus?" stieß er hervor.

„Ich bin nicht so unhöflich, zu widersprechen," lautete die Entgegnung. „Es steht leider nicht in meiner Macht, das trübe Geschick von Ihnen abzuwenden, welches Sie ereilt hat! Haben Sie nun die Güte, mir zu sagen, ob Sie bereit sind, die Reise anzutreten?"

Der Herzog blickte sekundenlang starr vor sich ins Leere. Es zuckte seltsam in seinem schmalen Gesicht und seine Lippen bewegten sich, als suche er nach Worten. Dann aber ließ er resignirt den Kopf sinken.

Was half alles Protestiren gegen diese Verhaftung! Der Detektiv hatte recht, die Marseiller Polizei stand ihm sofort zur Seite, falls sich der Herzog weigerte, ohne Aufsehen nach dem Bahnhofe zu fahren. Und nun war der Herzog mit sich einig.

„Ich bin bereit!" versetzte er mit äußerlicher Ruhe und erhob sich.

Nun, da es kein Entkommen mehr gab, wich auch die nervenzerstörende Unruhe und Angst von ihm. Er stand wieder aufrecht vor dem Geheimagenten, und sein bleiches Gesicht trug den Ausdruck von innerem Schmerz, aber auch jenen des Stolzes.

„Ich darf doch wohl meine Toilette ergänzen, mein Herr?" sagte er mit abweisender Kälte. „Sie haben nichts zu befürchten, am wenigsten, daß ich etwa Hand an mein Leben lege. Ich halte den Selbstmord für eine Feigheit, deren ich mich nicht schuldig mache."

Bernard verneigte sich zustimmend, und der Herzog schritt in den Nebenraum, dessen Thür er offen ließ. Seine letzten Worte hatten den erfahrenen Polizisten überzeugt, daß ihn der Herzog nicht etwa zu betrügen gedachte, dazu war das „Glasauge" zu erfahren und sein Ohr verstand jede leiseste Vibration in der Stimme eines Menschen richtig zu deuten.

Es währte keine fünf Minuten, dann trat der Herzog angekleidet aus dem Nebenraume und sagte:

„Ich bin fertig! Unten beim Portier möchte ich noch ein paar Zeilen und den Miethsbetrag für dieses Quartier hinterlegen. Sie gestatten dies doch?"

Wieder nickte das „Glasauge" stumm, und die beiden Männer schritten nun schweigend hinaus auf den Treppenflur, von wo der Herzog die Eingangsthür absperrte.

Ebenso schweigend kamen sie unten an, und der Herzog schob ein geschlossenes Couvert durch das Fenster des Portiers, ohne dabei etwas zu sagen.

Der Portier blickte ihm zwar etwas verblüfft ins Gesicht, denn er erkannte in dem jungen Mann nicht seinen alten Miether, aber der Brief würde wohl die genügende Aufklärung geben.

Vor dem Hause stand ein Wagen, welchen Bernard benutzt hatte, der am vergangenen Tage von Paris nach Marseille gekommen war.

„Ich bitte, Herr Herzog," sagte er leise und stieg hinter dem Herzog von Bligny ein. In scharfer Fahrt ging es nach dem Bahnhofe, wo bereits ein Zug in der Halle stand.

Bernard löste die Fahrkarten und fort ging es zurück nach Paris, welchem der Herzog von Bligny verstört und entsetzt entflohen war.

Während der ganzen Fahrt sprach er kein Wort zu dem Detektiv, und Bernard machte auch nicht den Versuch, den Herzog zum Sprechen zu bewegen.

Auf dem Pariser Bahnhofe angekommen, benutzte der Detektiv mit seinem Gefangenen einen Wagen und fuhr nach dem Justizgebäude. Zehn Minuten später befand sich der Herzog von Bligny, welcher so unerwartet von den Todten erstanden war, in einer Zelle der Untersuchungsgefangenen und erwartete sein erstes Verhör.

8.

Das „Glasauge" hatte sofort nach seinem Eintreffen in Paris dem Polizeichef Bericht über alles erstattet, was er bis zu diesem Augenblicke vornahm. Er hielt es nicht mehr für nothwendig, ein Geheimniß daraus zu machen, daß er in jener Nacht in der Villa des Herzogs von Bligny mit dem Todgeglaubten zusammengetroffen war. Die Verhaftung des Herzogs, dessen Name seit dem Verschwinden am Hochzeitsmorgen in aller Munde war, mußte ungeheure Sensation erregen, denn natürlich konnte sich das uneingeweihte Publikum keinerlei Aufklärung darüber verschaffen, wie sich die Dinge verhielten. Der Polizeichef benachrichtigte seinerseits wiederum ebenso schnell den Staatsanwalt, und es wurden außerordentliche Conferenzen über die ungewöhnlichen Maßnahmen gehalten, welche hier getroffen werden mußten.

Das „Glasauge" übernahm es zunächst, den Baron von Brefont vorsichtig in die Dinge einzuweihen und begab sich an dem Vormittag, welcher auf die Verhaftung des Barons folgte, nach dem Hause Brefonts. Der Baron befand sich auch jetzt noch in einer ständigen Aufregung.

Er erwartete täglich von seiten der Polizei irgendwelche Nachrichten. Dazu kam, daß sich der Zustand Leontine's wiederum verschlimmerte, seit jener Scene mit dem Marquis de Lerma.

Der Baron haßte diesen Mann, welchem er niemals viel Sympathie entgegenbrachte. Denn er sagte sich mit Recht, daß sein Kind auf dem Wege der Genesung war, als de Lerma durch sein unverantwortliches Dazwischentreten eine Verschlimmerung herbeiführte.

Leontine befand sich zwar, wie der Hausarzt erklärte, nicht in direkter Gefahr, aber ihr Nervensystem schien sehr erschüttert zu sein, und es bedurfte vielleicht langer Zeit, um der Baronesse die Gesundheit wiederzugeben. Zu seinem geheimen Schmerze mußte der Vater Leontine's auch noch bemerken, daß sein Kind selbst jetzt nach all den traurigen Vorfällen, immer noch diese Liebe für einen Unwürdigen in sich nährte, der zu den Todten zählte. Einige Worte, welche Leontine hinwarf, erbrachten in dieser Hinsicht dem Baron vollkommene Gewißheit. Er selbst nahm niemals den Namen des Herzogs von Bligny mehr Leontine gegenüber auf die Lippen, weil er hoffte, daß sein Kind leichter vergessen lernte, wenn nichts sie an den unwürdigen Bräutigam erinnerte.

Die nachträglich eingezogenen Erkundigungen des Barons erwiesen die Glaubwürdigkeit des Polizeidetektivs, ebensowohl auch jene des Marquis de Lerma, welcher den Herzog beschuldigte, sich in London mit der Tänzerin Gisa Cornary vermählt zu haben, ohne daß er Leontine oder dem Baron eine Mittheilung davon machte. Selbst wenn der Herzog am Leben wäre, konnte er niemals die Tochter des Barons als seine Gemahlin heimführen, denn die in England geschlossene Ehe war nach den Angaben des Marquis de Lerma vollkommen rechtsgiltig und auch niemals gelöst worden.

Als der Detektiv in dem Hause des Barons eintraf, wurde er sofort von Brefont empfangen. Die beiden Männer zogen sich in das Arbeitszimmer des Barons zurück, und der letztere verschloß sorgfältig die Thüren.

„Was haben Sie mir zu sagen, Herr Bernard?" begann erregt der Baron.

Das Gesicht des Detektivs blieb auch diesmal vollkommen ruhig.

„Ich möchte Sie zunächst bitten, auf einige größere Ueberraschungen gefaßt zu sein," erwiderte er gelassen. „Es giebt im Leben Zufälle und Ereignisse, welche mitunter so unerwartet zusammenfallen, daß derjenige, welcher nicht mit den geheimen Fäden vertraut ist, sich oft den Kopf halten mag, um sich zu fragen, ob er wache oder träume. Eine derartige Geschichte muß ich Ihnen erzählen!"

Der Baron fuhr sich mit dem seidenen Tuche über die Stirn, auf welcher leichter Schweiß stand und richtete die unruhigen Blicke fest auf das Gesicht Bernard's.

„Sie haben in der mysteriösen Angelegenheit des Herzogs von Bligny etwas Neues entdeckt?"

„So ist es! Der Herzog lebt!"

Der Baron stützte die Hände auf den Tisch, vor welchem er saß und erhob sich dann mit einem Ruck.

„Sie machen wohl einen grausamen Scherz, Herr Bernard!" stammelte er.

Es war, wie das „Glasauge" vorhin bemerkte, auch dieser Mann fragte sich gewiß, ob er nun wache oder träume.

„Der Herzog von Bligny lebt," wiederholte der Detektiv mit langsamer, aber deutlicher Stimme, ohne dabei die Stellung zu verändern.

„Noch mehr, Herr Baron, ich habe vor vierundzwanzig Stunden den Herrn Herzog in Marseille verhaftet und in das Untersuchungsgefängniß in Paris geführt! In dieser Stunde wird es gleich einem Lauffeuer durch Paris gehen, und ich sehe im Geiste die verblüfften, bestürzten Mienen aller derjenigen, welche sich über das räthselhafte und geheimnißvolle Verschwinden die Köpfe zerbrochen haben."

„Der Herzog lebt!" murmelte der Baron und tastete sich wiederholt nach der Stirn. „Wenn Sie mich vorhin auf eine große Ueberraschung vorbereiten wollten, so hatten Sie allerdings triftige Gründe dazu! Wollen Sie mir nicht das Weitere mittheilen? Sie sehen, daß ich förmlich zittere vor Erregung!"

Der Detektiv nickte gelassen mit dem Kopfe. Er schilderte nun in kurzen, aber treffenden Worten die Art seiner Verfolgung bis zu der Stunde, da er seinen Gefangenen dem Untersuchungsrichter in Paris übergab.

Der Baron saß mit bleichem Gesicht in seinem Stuhle und unterbrach mit keiner Silbe den Bericht des Detektivs. Als Bernard geendet hatte, kam ein schwerer Seufzer aus der Brust Brefonts.

„Das sind in der That Dinge, die ich niemals für möglich gehalten hätte," stöhnte er. „Was soll nun mit Leontine geschehen? Sie haben selbst bei Ihrem letzten Besuche in meinem Hause gesehen, wie leidend die Arme noch immer ist. Wie kann ich nur ihr diese überraschende Neuigkeit überbringen?"

Der Detektiv versetzte:

„Wenn ich Ihnen einen Rath ertheilen darf, Herr Baron, so wäre es der, von allen diesen Ereignissen der Baronesse noch keine Mittheilung zu machen. Es gelingt Ihnen gewiß, Ihre Dienerschaft so zu instruiren, daß dieselbe nicht schwatzt! Es müßte denn sein, Ihre Tochter käme mit fremden Persönlichkeiten zusammen, welche ihr das Vorgefallene enthüllten."

„Das ist ausgeschlossen, Herr Bernard," antwortete der Baron. „Mein Kind ist so leidend, daß es das Haus noch nicht verlassen darf. Außer mir und dem alten Arzte, auf dessen Verschwiegenheit ich fest bauen darf, kommt nur ihre Kammerzofe zu ihr."

„Dann um so besser," nickte Bernard. „Warten Sie also ab, was die nächsten Tage bringen, ich habe so meine eigenen Gedanken darüber! Mit den Ueberraschungen wird es wahrscheinlich noch lange nicht zu Ende sein, und wer weiß, ob nicht plötzlich eine Wendung zum Guten sich einstellt!"

„Sie glauben an eine derartige Lösung?" fragte der Baron. „Sie wissen noch nicht, was der Marquis de Lerma an jenem Nachmittag, als wir ihn überraschten, meiner Tochter mittheilte!"

Der Detektiv meinte gelassen:

„Wollen Sie es mir nicht sagen, Herr Baron? Es könnte von besonderem Nutzen für die Untersuchung sein! Ein Verbrechen ist unzweifelhaft geschehen, vielleicht sogar auch ein zweites. Der Todte, welchen man aus der Seine zog und dem unstreitig die Hand gehörte, welche zu einer solch' abscheulichen Comödie Ihrer Tochter gegenüber benutzt wurde, ist natürlich ein anderer als der Herzog, aber immerhin ein todter Mann. Es gilt nun festzustellen, wer dieses Verbrechen beging. In zweiter Linie ist die Gräfin Kovalsky, welche sich früher Gisa Carnary nannte, nicht freiwillig in die Seine gegangen, sondern vermuthlich von einem Manne, im Verlauf eines Streites, über die Brüstung geschleudert worden! Darüber haben wir bereits wichtige Nachforschungen angestellt, und der Zeuge, welcher aus der Ferne die Scene beobachtete, ist sehr bestimmt in seinen Angaben. Unmittelbar nach jenem Zusammentreffen — die Zeit stimmt fast auf die Minute — löste ein verstört aussehender Mann auf dem nahegelegenen Bahnhofe eine Fahrkarte nach Marseille und dieser Mann war eben kein anderer, als der Herzog von Bligny."

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Panirte Kartoffelscheiben. Große Kartoffeln werden nicht zu weich gekocht, geschält und in ½ Zoll dicke Scheiben geschnitten. Dann schlägt man ein Eiweiß zu halbem Schnee, giebt 3 Eßlöffel voll zerlassene Butter und reichlich Salz und Pfeffer hinzu, wälzt die Scheiben darin, dann in einem Gemisch von 1 Theil Parmesankäse auf 3 Theile geriebene Semmel oder Paniermehl, und bratet dann die Scheiben in steigender Butter gar, wobei sie nicht zu starke Hitze geben dürfen. Man muß die Scheiben beim Braten einmal umlegen und außerdem die Pfanne öfters schütteln, die panirten Kartoffeln giebt man entweder zu Braten und Gemüse, oder auch für sich allein mit in Schweinefett ausgebratener Petersilie garnirt.

Feines Gulasch. Eine feingeschnittene Zwiebel läßt man in einem Stück Schweineschmalz oder Butter heiß werden, giebt 3 Pfund mürbes, mageres Rind- oder Schweinefleisch, das man in Stücke schneidet, nebst einem Theelöffel voll Schweinefett hinzu, dünstet dies langsam im eigenen Safte gar und giebt erst zuletzt das nöthige Salz hinzu. Ist der Saft ganz eingekocht, so kommt eine Tasse heißes Wasser und ¼ Quart Wein hinzu. Dies wird damit verkocht und angerichtet. Sollte zu wenig Sauce entstanden sein, so kann man Wasser oder Fleischbrühe nachgießen.

Schweinskeule mit grünem Kräuterkäse. Von einer Schweinskeule oder einem anderen Stück Schweinefleisch schneidet man alles Fett und die Schwarte ab, reibt sie mit Salz ein und läßt sie acht Tage lang liegen, wobei man sie täglich umlegen muß. Dann legt man sie in Essig, in dem sie gleichfalls acht Tage bleibt und mehrfach umgelegt wird. Nun wird das Fleisch in Butter gar gebraten und allmählich während des Bratens geriebener grüner Käse aufgestreut. Man setzt dies so lange fort, bis man eine fingerdide Schicht erzielt hat und sich auf dem Fleische eine Kruste bildet, welche fortwährend begossen wird. Ist das Fleisch gar, so wird es zierlich tranchirt und angerichtet. Die Sauce reicht man durchfeiht zu dem Braten. Sie wird von dem Käse dicklich und braucht nicht feimig Fleisch von einem gekochten, halben Huhn mit den zerhackten Knochen derselben, zwei geschlagene Eigelb und etwas geröstetes Brot kommt in einen Topf. Nun gießt man die Hühnerbrühe daran und kocht das Ganze eine Stunde. Dann wird die Suppe durch ein Haarsieb getrieben, ein Stückchen frische Butter und ein Eßlöffel Mehl daran gethan und noch einmal aufkochen gelassen.

Grüne Rinderzunge mit Zwiebelsauce. Eine grüne Rinderzunge wird gut gewaschen, in heißes Wasser eingelegt und mit Wurzeln, Zwiebeln und Salz langsam von der Seite weichgekocht. Hierauf wird sie in kaltes Wasser gelegt, worauf die weiße Haut abgezogen wird und die Zunge, bis man sie zerlegen will, im heißen Sud aufzubewahren ist. Inzwischen sind drei Zwiebeln in feine Scheiben zu zerschneiden, in 2 Unzen Butter hellbraun zu rösten und mit drei Eßlöffeln Mehl zu einer braunen Mehlschwitze abzurühren. Dies wird mit zwei Eßlöffeln Weinessig und einem Glas Weißwein abgelöscht, worauf ein Eßlöfel Senf zugegeben wird und das Ganze mit drei bis vier Schöpflöfeln Fleischbrühe und etwas Fleischextrakt ½ Stunde lang zu einer säumigen, pikant schmeckenden Sauce aufkochen muß, zu der die in Scheiben geschnittene Zunge servirt wird.

Saurer Rinderbraten. Ein gutes Stück (Schwanzstück) wird geklopft, in eine Schüssel gelegt und mit nicht zu scharfem, heißem Essig übergossen, der mit in Scheiben geschnittenen Zwiebeln, zwei Lorbeerblättern, Nelken, Gewürzkörnern und etwas kleingeschnittenem Wurzelwerk aufgekocht ist. So bleibt es 2 bis 4 Tage stehen und wird ab und zu umgewendet. Vor dem Braten trocknet man das Fleisch ab, legt es in die Pfanne, übergießt es mit zerlassener heißer Butter, läßt es auf beiden Seiten braten, gießt dann kochendes Wasser dazu, salzt, fügt eine zerschnittene Mohrrübe und eine braune Brotrinde dazu und brate das Fleisch unter fleißigem Begießen gar. Gegen Ende der Bratzeit bestreut man es mit geriebener Semmel, füllt zerlassene Butter darüber und läßt diese Kruste recht bräunen. Die Sauce kann mit süßer Sahne verkocht werden.

Schweinskoteletten in Weinsauce. Die Koteletten werden gekocht, gepfeffert, gesalzen und in wenig Butter auf beiden Seiten angebraten, dann gießt man das Fett ab, legt die Koteletten in eine Kasserole dicht nebeneinander, giebt eine kleine, mit 2—3 Nelken gespickte Zwiebel, eine Mohrrübe, 2 Glas Weißwein und zwei Glas Wasser dazu und dämpft die Koteletten eine halbe Stunde darin. Dann rührt man die Sauce durch ein Sieb, bindet sie mit ein wenig heller Mehleinbrenne, würzt sie mit 10—12 Tropfen Magi's Würze und zieht sie mit 1—2 Eidottern ab. Man kann aber, bei demselben Verfahren, die Koteletten auch in Ei und geriebener Semmel umwenden und in siedendem Fett noch einmal ausbacken.